Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur

Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte

Band: 7 (1927-1928)

Heft: 3

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

hat die Bevölkerung mit Ausschaltung allen Parteigezänkes die bis August angesetzte Ausstellung „Wien und die Wiener" im Messepalast in Szene gesetzt. Die reiche geschichtliche und kulturelle Vergangenheit, aber auch der rüstige Wiederaufbau aus dem Schutte der Kriegszeit wird hier in glänzender Aufmachung und in organischen Zusammenhängen aufgezeigt. Selbst der Himmel über Wien mit seinem ewigen Gang der Sternenwelt wird in einem Planetarium gezeigt, wie ein solches nur bisher im Münchener Deutschen Museum zu sehen war. Und am 4. Juni beginnen die zwei „Wiener Festwochen", in denen Einheimische und fremde Gäste Gelegenheit haben, Wien als wiedergeborene Großstadt stark pulsierenden Weltverkehrs, als Stätte historischer Sehenswürdigkeiten, als Theater- und Musikstadt, als Ausgangspunkt von Ausflügen in eine romantische Umgebung, als Schauplatz des Sports und als „grüne Insel" der Gemütlichkeit und des Frohsinns gründlich kennen zu lernen. Auswärtigen Besuchern kommen Begünstigungen aller Art, so auf der Eisenbahn von der Grenze und zurück, zustatten. Der Fremdenverkehr des heurigen Sommers wird, wie zahlreiche Anmeldungen von Reisegesellschaften, selbst aus Amerika, vermuten lassen, außerordentlich lebhaft werden. Von den zahlreichen Besuchen, deren Ziel Wien in jüngster Zeit gewesen ist, war der bedeutendste der des Exekutivkomitees der „Internationalen Journalistenvereinigung", das den Beschluß faßte, den ersten „Internationalen Journalistenkongreß" im nächsten Jahre in Wien abzuhalten. Wien hat wahrlich seine Bedeutung als Zentrale der deutschen Ostmark wiedergewonnen.

Wien, Ende Mai 1927. Austriacus.

Glückwünsche zu einem Jubiläum.

Am 27. April 1927 waren 25 Jahre verflossen, seit Aristide Briand französischer Deputierter wurde. Im Weltkrieg war er zweimal Ministerpräsident. Er setzte sich für das Salonikiunternehmen und die Verteidigung von Verdun besonders nachdrücklich sein. Sein Volk rechnet es ihm mit Recht zum hohen Verdienste an, dadurch den Deutschen und ihren Bundesgenossen großen Schaden zugefügt zu haben. Dies hinderte den jetzigen deutschen Außenminister Stresemann nicht, Briand zu seinem „an politischen Ehren reichen Leben" zu beglückwünschen und die Hoffnung auszusprechen, daß sich Briand „noch viele Jahre einer fruchtbaren Tätigkeit erfreuen möge". Muß die Mitgliedschaft im Völkerbundsrat wirklich mit einem solchen Mangel an Charakter verbunden sein! Bei einem französischen Staatsmann wäre er unmöglich.

Eugen Curti.

Kultur- und Zeitfragen

Gott-Natur.

Über Nacht ist sie gekommen, die viel besungene Zeit, wo die Erde wie ein einziges Blütenmeer daliegt, ein Tag strahlender wie der andere aufsteigt, die Nächte lau und duftschwer sind und es das menschliche Herz fast wie Wehmut beschleichen will ob der Pracht und Verschwendung, die es nicht zu fassen vermag. Selbst der winterliche Stubenhocker, der nichts weiß von der Lust winterlichen Wanderns durch den verschneiten Bergwald, dem Durst nach Sonne, der hinauf führt zum Kampf mit Sturm und Kälte auf Kämmen und Gräten, entdeckt jetzt etwas wie ein Bedürfnis nach „Natur" in sich. Ist aber nicht unser Verhältnis zur Natur zugleich unser Verhältnis zur Welt, zu den ersten und letzten Dingen des Lebens überhaupt? So empfindet es auf jeden Fall Rudolf Hans Bartsch in seinem jüngsten Buch „Das Glück des

deutschen Menschen" (Staackmann, Leipzig, 1927). Möchte unserm Geschlecht doch etwas mehr von dieser Welt-„Anschauung" beschieden sein. Man lese:

„Das Leben des Großstadtmenschen, wie es, beinahe immer und überall, dahindöst wenn die blutigen Nasen beim Fußballgestöße ihm nicht einen kurzen, sadistischen Raubtierrausch verschaffen, dieses Leben des eingemauerten Westmenschen der Städte erscheint heute als ein Bild, so trostverlassen und häßlich, wie etwa eine ganz schlechte Bahnhofwirtschaft es bietet, in der niemand essen mag, der nicht muß. An ihm aber, der drin fressen muß, zieht das ungeheure Leben donnernd vorüber und er darf nicht hinaus; er muß bloß dessen Dreck und Rauch schmecken, darf nur mehr dessen hoffnungslos grauen Kohlenhimmel sehen. Abfallschlacken sind seine Landschaft. Er kommt aus einem verlorenen Paradiese. Erinnerte er sich bloß, er hätte es wieder. Aber er hockt in dieser elenden Bahnhofwirtschaft sein Leben lang. Denn er glaubt, einmal käme der Tag, da entränne er ihm. Im Auto; oder erster Klasse. Und langsam weiß er es gar nicht mehr, daß er selber drin Kellnerdienste verrichtet, in der öden Bahnhofwirtschaft mit dem Zwiebel- und Bier- und Tabaksbrodem von gestern.

Frechhin über die Bahnschienen hüpfen die Spatzen; sie kamen aus den kornwellenwerfenden Feldern der Provinz den Getreidesäcken nach, gehen aber, als richtige Nutznießer des Menschen, wieder weg, wenn neues Getreide weit draußen für sie milchig und süß geworden ist. Der dort sitzt aber, er versteht ihre Lehre so wenig, wie jene der darüberhin blitzenden Schwalben, die zwitschernd über Ruß und Rauch und Stank und Kohle und Schlackenleben lachen. Sie gehen weg! Sie haben Flügel. Ja; darum kann er ihnen nicht nach.

Kann? Jeder kann. Es gibt keine herrlicheren Flügel, als jene der Einbildungskraft. Sie trägt zur Sonne und die ist in dir selber. Die Phantasie ist eine Wunderlampe, die man jedem Kinde lassen, ja anfachen sollte. Ach was: für den Willensstarken sind schon zwei wandertüchtige Beine besser, als Schwalbenflügel. Fort, hinweg. Aber nicht nach einem neuen, andern Bahnhof des Westlandes, sondern dorthin, wie die Wolken ohne Steinkohlenschwaden gehen! Nach Maria Einsiedeln, Czenstochau und Zell gingen die Menschen ehedem wochenweit; unmittelbar zu Gott in dessen blaugoldnes Reich ist ihnen ein Fußmarsch von einem Tage zu viel.

Mehr Zigeunertum!

Ja, es ist nicht einmal nötig, Zigeuner zu sein wie der deutsche, hochsolide Zigeuner, Bruder Straubinger genannt, der bloß anderswo Arbeit suchte und nun ebenfalls ausgestorben ist. Vor der Stadt schon liegt das wunderbare, weite Grün, in dem die Lerche das Wort hat. Ganz am Rande der letzten Zinsdrohhofmauern wiegt und wellt Gras, viel weiser als der Mensch.

Immer sagte ich, daß die Gottheit beständig zum Menschen hin bitte, ermahne, rede. Aber weil sie keines der Zeitungsidiome kann und mag, so versteht den, der seine Hände zum Menschen andächtiger hinfaltet, als je ein Mensch zu ihm, keine Seele mehr. Weil es keine Seelen mehr zu geben scheint und kein bloß seelisches Glück. Und doch ist es uns so leicht gemacht, eine glückliche Seele zu haben. Denn, zugleich mit unserer erbärmlichen Lebensordnung, ist uns die Gabe der Phantasie und der Sehnsucht gewachsen. Ja! Wir Modernen von heute haben einen völlig neuen Sinn, eine völlig neue Glücksmöglichkeit geschenkt bekommen, von der, zum Beispiel, die Antike noch keine Ahnung hatte, wenn man nicht die paar Eklogen eines feinsinnigen Dichters als erste Regungen jenes neuen Sinnes rechnen will, von dem auch heute noch kein Bauer und kein Hirte etwas weiß, wohl aber der Arbeiter in der Stadt. Ein Sinn, der uns allein gehört, der gerade uns Stadtmenschen die Sonne zeigt; uns, die wir im Grauen sitzen, während etwa der Italiener, mitten zwischen Sonne, Meerbläue und Lorbeerduft, ihn beinahe ebensowenig fühlt, wie der alte Römer.

Es ist der Natursinn. Es ist das Landschaftsempfinden, das arisch-germanische Allgefühl, Bruder zu sein mit Baum und Wind und Welle.

Ist es bloß ein Sinn? Ists nicht unser aller Ur-Religion?...

Das unheilbare Verlangen nach Seegebrüll oder Waldwildnis oder auch nur Blumen ist das Geheimnis der germanischen Seele. Es als der Gedichte schönstes empfinden, das ist das deutsche Glück. Das Waldrauschen niemals aus dem Blute verlieren; das ist der deutsche Mensch.

. . . . . .

Ich sage auch nur dieses: Erzieht eurem Kinde die heiße Ehrfurcht, die kenntnisreiche Sehnsucht zu dem an, was allein ewig ist: zur Natur. Ob sie als Reiher an fernen Donaumündungen watet oder als Schrebergartenbäumchen dicht am Rande Berlins weht. Brüder sind das beide. Viel, viel weisere Brüder, als jeder gut angezogene Benzintrottel. Ebenso gute, wie ein fröhlicher Kaschemmengast, der etwa von der Walze sommersüber zu erzählen hätte.

Vergeßt mir nie den Zigeuner.

Er ist der Erde Nutznießer, der unausrottbar ewige Mensch. Irgend etwas von seinem Zugvogelweh, von seinem Zugvogelglück muß in euch sein, sonst seid ihr entgottet. Wir begreifen darum sehr gut den Trieb nach dem Kraftwagen, den wir Besitzer der Phantasie längst nicht mehr brauchen. Er ist so recht das Merkwort des Abendlandmenschen: „Hinaus möcht' ich!" „Anderswohin!"

Todtraurig bloß, daß die praktische Ausübung darin besteht: „Vorbei fahre ich."

Denn alles Rasen ist ein Vorbeirasen. Hinzu zum Glück kann man nicht schnell genug. Die Weisheit besteht also darin, nicht vorüberzulaufen, sondern zu wissen, wo es, kaum merkbar, liegt. Und dann zu verweilen.

Denn, wirklich, unser ganzes Hasten ist ein Vorbeihasten.

Sogar reisen kann niemand mehr. Reisen ist heute der Drang des Kranken, ein anderes Bett zu suchen. Aber täglich ein anderes Bett an anderm Orte, das macht stumpf. Es macht zum lebenden Reisekoffer, auf dem kaum mehr die Zettel des Hotels erinnerlich kleben bleiben: zum Renommieren. „Ich war da und dort; dreißigmal war ich da und dort." Und wie war man da? War überhaupt wer da? Ein unsagbar stumpfer Geselle oder eine Gans, die sichs einreden lassen muß, daß sie „dort" gewesen wäre, wo sie nichts fand als — sich. Solch ein Mensch würde aber von jungher ein völlig anderer, wenn er das Aufträumen des altdeutschen Waldhorns der Romantik einmal in sich gehört hätte, welches da heißt die Sehnsucht. Die Sehnsucht nach der deutschen Urreligion. Nach dem als göttlich empfundenen Wald und der trauernden, verlassenen Braut Heide, nach Meeresbrandung und wimmelnder Wogenferne und reinster Tieresahnung.

. . . . . .

Laß deine Stadtpoeten, Deutscher. Geh ein in den Garten und deine Seele ist gesund."

* * *

Der unzertrennliche Wandergefährte jedes „Sonnenland"-Fahrers, Hans Schmid, hat eben seine „Spaziergänge ins Tessin" — um eine Schilderung über das Onsernone- und Centovalli-Tal und ein paar prächtige Bilder tessinischer Landschaften erweitert — in 4. Auflage herausgegeben (Huber, Frauenfeld). Nüchterne Sachlichkeit beherrscht seine Natur- und Menschenschilderung. Die Ekstase des Romantikers liegt ihm fern. Er bietet dem, der sich ihm anvertraut, das Brot für seine Wanderschaft. Bildhafte Sprache und frischer Humor gestalten seine Darstellung aber reizvoll und fesselnd. Man lese z. B. aus der Wanderung durchs Livinental:

„Man geht in 2½ Stunden von Airolo nach Piora auf einem Bergweg, der zu den schönsten Pfaden im Tessin gehört. Er führt durch die Dörfchen Valle und Madrano, die am Ausgang der Val Canaria liegen und die so eng und verworren sind, daß man immer und immer wieder den Weg verliert. Dann geht es herzhaft bergan durch Alpweiden und Wald nach den Dörfern Brugnasco und Altanca, die wunderschön an den Berghang hingepfiffen sind. Man überschaut die ganze obere Leventina von Airolo bis zum

Dazio grande, sieht den jungen Tessin eilfertig durch den grünen Talboden trollen und muß oft stillestehen, um in die Maggiatalberge hinüber und rückwärts zu den Gotthardgipfeln mit dem prächtigen Piz Lucendro zu staunen. Eine kristallene Klarheit liegt über der Landschaft, die ganz eigene durchsichtige Helle der Leventina, die man sonst nur im Engadin erlebt... In Altanca, dessen weißer Kirchturm frei und kühn über die Leventina schaut, biegt der Weg links ab, und steil und steinig geht es noch ein paar hundert Meter herauf. Ein halbes Dutzend Steinhütten und eine kleine Kapelle liegen am Weg, und eine unleserliche römische Inschrift, in den Fels gehauen, gibt Rätsel auf. Daß sich niemand dahinter gemacht hat, diese seltsame Inschrift am Weg nach Piora zu entziffern! Es wird behauptet, daß zu römischen Zeiten ein Weg vom Lukmanier über Val Piora ins Tessintal geführt habe; der Lukmanier war ja lange vor dem Gotthard begangen, und es wäre nur noch zu ergründen, was römische Alpenfahrer bewogen haben kann, von ihrer Lukmanierroute Abstecher in die Leventina zu unternehmen. Strebsame Jünglinge, die sich nach dem Doktortitel sehnen, seien auf das Thema und auf die Inschrift „in Valle" aufmerksam gemacht. Sie steht wenige Meter vor der ersten Steinhütte links am Weg."

* * *

Aus der Ergriffenheit Hölderlin'schen Natur-Empfindens und All-Aufgehens schöpft und schafft Meinrad Inglin, der poesiebegabteste unter unsern jüngeren schweizerischen Schriftstellern. Er hat vor Jahren einen Roman veröffentlicht „Wendel von Euw" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1925), der kein so ganz richtiger Roman nach modernem Verstande ist; dazu hat sein Verfasser selbst zu viel vom „Zigeuner" an und in sich. Was verschlägts aber, wenns nur Poesie ist. Und das ist es. Man lese vom Sonnen-auf- und -Untergang:

„Wir verließen das Haus und gingen mitten durch die schlafende Stadt nach Osten. Die Helle wuchs über den Dächern rasch und erfüllte uns mit der Besorgnis, daß wir nicht alle Mauern hinter uns bringen würden, eh' das Erwartete geschah. So beeilten wir uns und ließen die Blicke nicht vom Himmelsrand, um, wenn es doch geschähe, das Aufblitzen des ersten Strahles nicht zu versäumen. Aber wir gelangten zeitig hinaus und unerwartet umwehten uns noch die Schauer der Frühe. Die Höfe erwachten erst, die Wiesen waren naß vom Tau, weit draußen mähte ein Bauer, die Luft, der Himmel, die Ferne ruhten blaßblau in jungfräulich unberührter Frische.

Langsam gingen wir durch die Stille und freuten uns aus Herzensgrund, bis die Erscheinung des Gestirns unmittelbar bevorstand. Auf einer weiten baumlosen Wiese, zwischen zwei langen Reihen neugemähten Grases blieben wir stehen, das Gesicht gegen Osten gewandt. Dort, auf dem Rand einer bewaldeten Kuppe, sprang jetzt ein goldener Funke herauf, ein Feuer schien entzündet, es glühte wie ein Opferbrand hinter den Säulen des hochstämmigen Tannenwaldes, Strahlen schossen hervor und schon brannte es auch im feinen Geflecht des Astwerks, es blitzte über die Kronen hinweg und blitzte überwältigend in den Morgen hinein; strahlengewaltig erhob sich die göttliche Lohe.

Wie ein Kind, das im Anblick des Wunders vergißt, mit welcher Ungeduld es darauf gewartet hat, griff Lydia nach meiner Hand und sagte ehrfürchtig erstaunt: „Die Sonne geht auf."

Wir standen da, ließen uns bestrahlen und fühlten mit verjüngtem Sinn die übermenschliche Macht und Schönheit des Lichtes.

. . . . . .

Indessen schwamm ich ans Ufer und begab mich auf eine nahe, etwas erhöhte Stelle, um von hier aus dem Untergang der Sonne beizuwohnen. Schon tauchte sie in die zarten Randnebel der Erde, das Ereignis hatte begonnen. Wiederum überwältigte mich die Ruhe ihrer ungeheuren Bewegung, die nur beim Auf- und Untergang so in Erscheinung tritt. Diesmal jedoch blieb das letzte Aufblitzen und endliche Verschwinden, das uns oft wie ein unerwarteter Verlust grundlos traurig stimmt, dem Blick verhüllt. Sie schien

hinter den Nebeln in die Ferne zu entschwinden, und während ich noch ungewiß blieb, ob wirklich ihr letzter Strahl versunken war, warfen schon dunstige Lüfte, Wolken und Himmel ihren Schein farbentrunken noch einmal herab...

Vereint schauten wir über das Wasser hin in den gewaltigen Abendbrand hinein, der Glanz und Glut zugleich war, und lauschten auf den immer noch ungewissen Ton. Er schien aus der mittleren Horizontmulde zu kommen, die jetzt vom glühendsten Goldrot erfüllt war, und klang bald wie das Locken eines Hirten, bald wie ein feierliches Rufen. Endlich verstummte er. Aber als wir uns ganz den Augen überlassen und dem wechselnden Farbenspiel des Himmels folgen wollten, hob er voller, singender, wiederum an, und wir lauschten von neuem."

Mit diesen Worten schließt zugleich der Roman.

D.

Bücher-Rundschau

Memoiren.

Wohl keine Gestalt der Weltgeschichte hat seit mehr als hundert Jahren die Federn historischer und anderer Schriftsteller, Gelehrter, Dichter und Dilettanten häufiger in Bewegung gesetzt als diejenige Napoleons, und unzählig ist daher heute die Menge der teils ablehnenden, teils bewundernden, seltener kritisch und unvoreingenommen würdigenden Werke aller Art, die sich mit der Person des großen Korsen befassen. Diese reiche Literatur ist nun soeben um einen weitern Band von 300 Seiten bereichert worden; er bietet uns unter dem verheißungsvollen Titel **„Neun Jahre Napoleons Sekretär"** die Erinnerungen des **Barons Fain,** der diese Stellung von 1806 bis 1815 bekleiden durfte, also zweifellos gerade in den für die Weltgeschichte folgenschwersten und daher am allermeisten interessierenden und fesselnden Lebensjahren des Franzosenkaisers. Dieses von E. Klarwill (Wien) herausgegebene und übersetzte und bei Trowitzsch & Sohn (Berlin) verlegte Buch Fains ist nicht sein erstes, das auf dem deutschen Büchermarkte erscheint: in dem nach der Schlacht bei Waterloo in die Hände der Preußen gefallenen Reisewagen Napoleons fand sich nämlich ein vom selben Autor herrührendes Manuskript, das seine wertvollen Aufzeichnungen über die Ereignisse des Jahres 1814 — d. h. die letzten Phasen des Feldzuges in Frankreich und die erste Abdankung — enthielt und in der Folge ins Deutsche übertragen und veröffentlicht wurde; es verschwand dann aber leider bald wieder aus dem Buchhandel und gehört heute zu den größten bibliographischen Seltenheiten.

Der Baron Fain — als bebrillter Herr in Zivil übrigens auf dem bekannten Gemälde „Les Adieux de Fontainebleau" von Horace Vernet verewigt — ist weder berufsmäßiger Geschichtsschreiber noch tiefgründiger Forscher, am allerwenigsten ein blendender oder gar geistvoller Stilist; daß seine vorliegenden Denkwürdigkeiten dennoch von der ersten bis zur letzten Seite zu fesseln vermögen, ist zweifellos lediglich dem behandelten Stoffe zu verdanken, der uns in der denkbar ausführlichsten Schilderung ein neun Jahre lang täglich und aus allernächster Nähe beobachtetes Bild vermittelt von des großen Kaisers Lebensgewohnheiten: im Schlafzimmer und Arbeitskabinett, bei der Levée und beim Frühstück, im Minister- und Staatsrat, Salon und Theater, bei Soireen und andern Hoffestlichkeiten, auf Spaziergängen, Jagden, in seinen Lustschlössern, auf Reisen und Feldzügen u. s. w.; diese sozusagen höchstpersönliche und intime, bis ins kleinste detaillierte Zeichnung wird vorteilhaft ergänzt durch allgemeine Angaben über Aufbau und Technik der kaiserlichen Umgebung und Haushaltung und des Hofes überhaupt, im weitern der Regierung, sowie der gesamten zivilen und militärischen Verwaltung — und aufs neue erscheint